

Empfindungen und Überlegungen zum vorstehenden Bericht

Weil Ökumene für uns so wichtig ist, kann uns nicht gleichgültig sein, wie wir in der Ökumene gesehen werden. Es ist wichtig, weil es eine Sicht von außen ist, eine notwendige und heilsame, eine kritische Sicht, die Anstöße vermitteln kann, die auf Neuanfang, auf Änderung abzielt. Das haben wir nötig in einer geschäftigen Kirche, die in ihrer Binnenorientiertheit oft nicht unterscheiden kann zwischen Klein und Groß, wichtigem und unwichtigem Handeln; einer Kirche, die so mit sich selber beschäftigt ist, daß ihr nicht nur die Kirchen in Übersee, sondern auch die eigene Gesellschaft aus dem Blick zu geraten droht; einer Volkskirche, die im Begriff ist, ihr Volk zu verlieren. Kirche ohne Volk!

Es ist wichtig, weil wir nur als ein Teil der Ökumene Kirche sind. So betrifft das Urteil aus der Ökumene nicht nur Strukturen und Arbeitsweisen unserer Kirche. Es betrifft unser Kirchesein als Ganzes. Es ist die Frage an uns, ob der eigene geschichtliche Weg unserer Kirche uns herausgeführt hat aus der Gemeinschaft der Kirche. Ökumenizität ist ein Merkmal von Kirche. Von daher ist Stimme und Sicht aus der Ökumene wichtig und wiegt schwer. Indem wir uns ihr stellen, beantworten wir nicht Anfrage und Kritik, abwehrend oder aufnehmend. *Wir fragen uns selbst nach unserem Kirchesein, und ob es bestehen kann in der Kirche Jesu Christi.* Es ist die Frage, wieweit unsere Kirche als sichtbare Kirche der unsichtbaren entspricht, wieweit sie die unsichtbare Kirche zum Ausdruck bringt.

Natürlich sind *Erwartungen unserer Geschwister aus Übersee* oft nicht realistisch; aber sie haben mit ihrer Geschichte und ihrem Glauben zu tun. Ich denke an eine bewegende Begegnung mit einem Inder. Ich besuchte mit ihm eine Kirche der Heimatkirche des Missionars, der in seiner Kirche in Indien im 19. Jahrhundert die Grundlage der Mission und damit der Kirche legte. Von hier kam das Evangelium in mein Land, so sagte er bewegt. Welche Aussage! Wir werden sehr behutsam umgehen müssen mit solchen Gefühlen, die doch Erwartungen sind. Sie sind so ernstzunehmen. Sie sind auch sehr verletzlich.

Die *Unzufriedenheit mit der Gemeindewirklichkeit*, die Gnana Robinson benennt, ist im Blick auf die Arbeit aller Mitarbeiter/Mitarbeiterinnen der Kirche schlecht zu erfassen. Aber sie ist ein *öffentliches Faktum*, auch immer wieder bestätigt von kirchensoziologischen Untersuchungen. Und vieles, was in diesem Zusammenhang gesagt wird, spiegelt die resignative Stimmung unter kirchlichen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen wider. Dies alles ist von der Realität wohl zu begreifen, vom Evangelium her aber nicht zu verstehen.

Die Erklärungsversuche, warum *die Gottesdienste so schlecht besucht sind*, mögen etwas kurzschlüssig sein. Aber sie kommen aus Liebe zum Gottesdienst. Dabei muß ich an die Enttäuschungen unseres indischen Missionspfarrers in Braunschweig denken. Er sagte: Als ich meinen Abschiedsgottesdienst in Madras hielt, da kamen eintausendfünfhundert (1 500) Menschen. Mein Einführungsgottesdienst in Braunschweig wurde von fünfzig (50) Menschen besucht. Und viel mehr waren es nicht, als er vor wenigen Wochen nach vierjährigem Aufenthalt in Braunschweig seinen Abschiedsgottesdienst hielt. – In der Beurteilung von Gnana Robinson kommt die ungeheure Pluralität unserer Gottesdienste zum Ausdruck, aber auch, wie

schwer es ist, von einer anderen Kultur her, inneres Geschehen zu erfassen. Ich verstehe seine Anfragen im Blick auf das Beten. Wer die Inbrunst des Gebetes von Menschen in Indien erlebt hat, die bewegende Kraft, die von diesen Gebeten ausgeht, fragt sich natürlich, woran es liegt, daß bei uns die Identität von Glauben und Leben so wenig spürbar ist. Man muß in Indien Predigten gehört haben, oft gesungen von Lyrikern, um Gnana Robinson zu verstehen. Man muß in Indien die Unmittelbarkeit vieler Christen zu Gott gespürt haben, das Ernstnehmen von Gnade und Gericht, um zu erfassen, daß ein indischer Christ bei uns vieles vergeblich sucht.

Das *Problematisieren unseres Kirchensteuersystems* von unseren Freunden in Übersee aus ärgert mich oft sehr. Immerhin wird durch die Erträge dieses Systems vielen Kirchen und vielen Menschen in der Welt geholfen. Es ist schrecklich, aber am Topf der Kirchensteuer hängen viele, nicht nur die ökumenischen Organisationen in Genf. Das setzt Aggression frei – gut verständlich. *Uns hat es an unsere dienende Funktion zu erinnern.* Wir wissen alle, daß dieses System auch negative Folgen hat, wie Robinson sie beschreibt. Aber: ist dies nicht auch immer unsere Frage?

Große Schwierigkeiten macht mir, was Gnana Robinson über das *Pfarramt* sagt. Hier wird in falscher Weise von wenigen Ausnahmen her verallgemeinert. Als langjähriger Ausbildungsreferent meiner Kirche weiß ich, in welch großartiger Weise kirchliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen von ihrer theologischen und geistigen Existenz her ihren Beruf ausüben. Und doch bleibt die Frage: Wie müssen wir nach außen wirken, daß ein Mitbruder, ein Freund, zu solchen Eindrücken kommt? Auch in der säkularen Gesellschaft treffe ich die Ansicht, die er hier formuliert. Dabei weiß ich, daß dies nicht stimmt. Es gibt ein großes Leiden und Suchen der Christen in unserem Land wegen der Lage unserer Kirche. Vor allem aber um die Sache des Evangeliums und daß es trotz aller Bemühungen so wenig angenommen wird. Es mag wohl sein, daß unser Glaube schwach geworden ist. Hier brauchen wir Hilfe, die über Analysen und Vermutungen hinausgeht. Was können unsere Mitchristen in Übersee tun, daß sie im Sinne des ökumenischen Teilens uns helfen, unserem Auftrag besser nachzukommen?

Natürlich ist auch unsere Kirche nicht frei von *Konsumhaltung*. In gewisser Weise sind wir Teil unserer Gesellschaft, nicht anders, nicht besser, nicht schlechter. Das ist die Grundfrage des Menschen vor Gott: zu erkennen, daß ich ihn brauche; wenn der Mensch auf Konsum und Wohlstand reduziert wird, nimmt er Schaden an seiner Seele. Und es tröstet nicht, daß es seit dem Alten Testament wie auch in der Geschichte der Kirche dies immer wieder gegeben hat. Es ist Ausdruck von Urschuld und Auflehnung gegen Gott. Es ist die Not unserer Kirche – sie bewegt uns sehr, wir leiden unter ihr.

Betreuungskirche hat ihre Wurzel in der Liebe zum Menschen, ist der Versuch, Schnittpunkte zwischen Evangelium und Biographie des einzelnen zu nutzen und zu suchen. Sie will Evangelium weitergeben aus seelsorgerlicher Verantwortung. Aber sie ist auch eine Gefahr, der wir oft erliegen. Indem das Verhältnis, die Spannung zwischen Gesetz und Evangelium aufgelöst wird, kann das Evangelium so schwach werden, daß es verlorengeht. Wir haben genug nachzudenken, umzudenken und uns (als christliche Gemeinde) der Welt neu vorzustellen (Robinson).

Natürlich ärgert mich manches. Natürlich könnte ich vieles erklären und manches zurückweisen. Deutlich ist auch, daß eine Kirche von einem anderen Kulturkreis her

nur schwer zu erfassen ist. Und es kommen nicht nur Enttäuschungen, sondern auch Verletzungen zum Ausdruck.

Doch darum geht es nicht. Worte sagen Unsagbares aus, Empfindungen, Gefühle, die mit der Liebe zur Kirche und zum Evangelium zusammenhängen. Anfragen sind Ausdruck von Sorge um Kirche und damit auch der Hoffnung und Liebe zur Kirche in Deutschland und in der weiten Welt. Ich denke, darum geht es Gnana Robinson. Dafür danke ich ihm. Ich bitte aber auch ihn und unsere Geschwister in den Kirchen in Übersee, besonders in Indien, daß sie uns bei der notwendigen inneren und damit vielleicht auch äußeren Erneuerung unserer Kirche beistehen.

Henje Becker

Brief an Professor Dr. Gnana Robinson

Lieber Bruder Robinson!

Haben Sie vielen Dank für Ihre „Ökumenischen Anfragen an die Gemeindegewirklichkeit in Deutschland“!

Sie machen es dem Leser insofern leicht, als Sie schon in den ersten Sätzen feststellen, daß Ihre Anfragen keine verallgemeinernden Urteile sein sollen, daß Sie die Existenz und Wirkung ernsthafter Christen in Deutschland voraussetzen und ausdrücklich einräumen, daß Sie etwas falsch sehen oder sagen könnten. Sie stellen sich bewußt der Kritik und Korrektur durch Ihre Leser.

Sonst kann man sicherlich nicht sagen, daß Sie es dem Leser leicht machen. Das ist ja auch nicht Sinn der Sache und der Einladung an Sie, Ihre „Anfragen“ zu formulieren. Diese Anfragen sind in vielen Abschnitten eine harte Rede. Aber die Leser dieser Zeitschrift werden sich gern auf das Gespräch mit Ihnen einlassen. An nicht wenigen Stellen liegt die Versuchung nahe zu sagen: Hier überspitzt er; hier ist nicht genügend differenziert. Aber niemand sollte sich mit solchen durchaus begründbaren Beobachtungen Ihren brüderlichen Bußruf vom Halse oder Gewissen schaffen. Wir merken Ihnen die ökumenische Leidenschaft an. Sie schreiben von uns Deutschen nicht als „Sie“ oder „Ihr“. Sie versetzen sich mit dem geschwisterlichen „Wir“ in unsere Lage. Nur selten habe ich das so erlebt.

Ich verstehe mich nicht als „Abfederer“ oder „Dolmetscher“. Das haben weder Sie noch wir nötig. Ich freue mich der Gunst der Lage, als einer der ersten Ihre Einladung zum Gespräch annehmen zu können. Auch dies ist nur unter der Voraussetzung gegenseitiger Verzeihung möglich, von der Sie in Ihren „Anfragen“ bewußt ausgehen.

1. Die ökumenische Dimension unseres Lebens

Sie schreiben von der ökumenischen Dimension Ihres Lebens, die Gleichgültigkeit nicht zuläßt, schon gar nicht gegenüber einer Kirche, zu der Sie fünf Jahre lang gehört haben.